Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 12

Artikel: Es, Sie, Er : die drei Geschlechter in der Kinderliteratur
Autor: Ulrich, Anna Katharina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164921

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anna Katharina Ulrich

Es, Sie, Er

Die drei Geschlechter in der Kinderliteratur

Besuch bei Frau Sonne

Die Sonne lud den Mond zum Essen,
Der Mond, der hat es fast vergessen,
Und kommt deshalb, wie das so geht,
Zu der Frau Sonne viel zu spät.

Die Sonne aber hungert sehr,
Sie will nicht länger warten mehr
Und setzet darum ärgerlich
Allein zur guten Suppe sich.

Da klopft es plötzlich an der Tür,
Und der Herr Mond tritt fein herfür,
Und seine Kinder, die kleinen Stern,
Die hätten mitgegessen gern;

Sie trippeln alle mit herein –
Hu, wie erschrickt der Sonnenschein!

Diese als Kindervergnügen erdichtete kleine Szene bezieht ihren Witz aus dem merkwürdigen Eigenleben des Geschlechtlichen in der Sprache. Ihr Verfasser ist der Struwwelpeter-Autor *Heinrich Hoffmann*, der die handelnden Personen auch sprechend ins Bild gebracht hat.

Frau Sonne, Herr Mond und die Sternlein – das ist die Dreieinigkeit Mutter-Vater-Kind, für die das Deutsche drei grammatikalische Geschlechter bereithält. Eine andere Besonderheit des Deutschen, nämlich die Geschlechter von Sonne und Mond anders zu verteilen als die meisten andern Sprachen, verschafft uns die unkonventionelle Rollenverteilung mit der alleinstehenden, starken, feurigen Frauenfigur und dem feinen sanften Mond als Vater und Betreuer der Kindlein.

Das sprachliche Geschlecht der Wörter bestimmt die Bildervorräte unserer Phantasie stärker, als wir gewöhnlich bemerken. Dass die Sprache die Welt der Dinge «automatisch» in Geschlechter aufteilt, fällt uns gewöhnlich nicht auf und ist doch höchst merkwürdig. Einerseits erfolgt die sprachliche Geschlechtszuweisung «vernünftig», d.h. dem realen biologischen Ge-

schlecht von Menschen und Tieren entsprechend. Anderseits teilt sie die unbelebte Welt der Dinge, ja der abstrakten Ideen eigenmächtig und willkürlich nach den Geschlechtern ein. Einerseits verhilft die Sprache zur Geschlechts-Identifizierung – ja, die Wahrnehmung der geschlechtlichen Identität ist gebunden an den Akt des Sprechens. Anderseits wird die Eindeutigkeit in Sachen Geschlecht durch die Eigengesetzlichkeit der grammatikalischen Geschlechter unaufhörlich durchkreuzt, subvertiert, unterwandert.

Ich möchte im folgenden das Geschlecht auf der Ebene der Sprache beobachten. Grundlagen für die sprachliche Unterscheidung zwischen Weiblich und Männlich sind einerseits die manifesten, sichtbaren biologisch-anatomischen Geschlechtsunterschiede zwischen Mann und Frau. Anderseits sind die je nach Gesellschaft unterschiedlichen kulturellen Geschlechtsmerkmale wirksam in der Sprache. Darüber hinaus irgendwelche unsichtbaren, angeborenen männlichen oder weiblichen Charaktermerkmale anzunehmen, scheint mir nicht nötig.

Ich will mich also an die Ebene von Sprachstruktur und Texten halten und nach Möglichkeit Deutungen vermeiden, die auf unaussprechbare Tiefen *hinter* dieser Ebene zielen. Ich kann diese Einschränkung frohgemut machen, da alle tiefen Apriorivorstellungen vom Männlichen und Weiblichen auf der Ebene der Sprache wieder auftauchen. Ja, man kann sich fragen, ob nicht der dem Menschen auferlegte Zwang zur Sprache genügt, um die spezifisch menschliche Kompliziertheit und Ineinander-Verschränkung des Weiblichen und Männlichen zu erklären.

Geborenwerden ins Netz der Sprache

Bevor ein Mensch als Mann oder als Frau leben kann, ist er (oder sie) für längere Zeit ein Kind: Es, das Kind. *Ob* ein Kind ein Leben als Frau oder als Mann vor sich hat, steht zwar mit seiner Zeugung schon fest, wird aber erst bekannt, wenn es, wie man sagt, das Licht der Welt erblickt. Im selben Moment nämlich erblicken der Geburtshelfer, die Hebamme, der Vater sein Geschlecht und verkünden der Mutter: «Es ist ein Mädchen!» oder: «Gratuliere, ein Stammhalter!» Der Anblick der Geschlechtsorgane macht aus dem *es* ein *er* oder *sie* und ermöglicht das Festlegen des Namens. Dann wird das Kind in Windeln verpackt, und seine Erscheinung verrät nichts mehr über die Geschlechtszugehörigkeit, es sei denn, die Bekleidung funktioniere als eine Art Sprache: «Mädchen rosa, Buben blau . . .»

In unseren Zeiten und Breiten spielt die Orientierung an der Bekleidung nicht mehr zuverlässig. Bis zur Entwicklung weiterer körperlicher Geschlechtsmerkmale (Veränderung der Stimme, Wachstum der Brüste, Be-

haarung) lässt sich aufgrund der bekleideten Erscheinung des jungen Menschenwesens nicht mit Sicherheit auf das Geschlecht schliessen. Eindeutig ist nur, dass es sich nicht um einen Erwachsenen handelt, sondern um etwas Drittes, ein Kind. Ein drittes *«gender»* oder Geschlecht, nicht nur grammatikalisch. Besonders beim kleinen Kind ist der Gegensatz Kind/Erwachsener grösser als jener zwischen gleichaltrigen Mädchen und Buben. *«Aus Kindern werden Leute»* heisst es – die traditionelle Redensart unterscheidet Kinder von ausgewachsenen, «richtigen» Menschen. Kinderstühlchen, Kinderteller, roter Sirup im Glas als *«Chinderwii»* – auch Kinder unterscheiden sehr genau zwischen den «richtigen» Sachen der grossen Leute und den Spiel-Sachen, die so tun als ob. (Das Gegenteil von *«Chinderwii»* hiess bei unseren Kindern *«Lüüt-Wii»*.) Und wenn moderne Kinderbücher oder progressive Kindertheaterstücke sich «für Menschen ab vier» empfehlen, so liegt der Witz dieser Formulierung darin, dass Kinder im landläufigen Sprachgebrauch nicht als Menschen gelten.

Mit dem Namen aber schlägt sich das männliche oder weibliche Geschlecht des Kindes in der Sprache nieder: *s Anneli, de Fritzli.* Durch die Geburt ist das Kind ins Netz der Sprache gefallen, aus dem es zeitlebens nicht mehr entlassen wird. Der Rufname tritt sozusagen an die Stelle des weiblichen oder männlichen Genitale, dessen Anblick bei der Geburt die Namengebung möglich gemacht hat. Er wirkt als sprachlicher Garant, der das Kind im einen Geschlecht verankert und aus dem andern hinausweist: Kraft des Namens wird s Anneli eines Tages eine Frau sein, so gewiss wie de Fritzli ein Mann, auch wenn die beiden noch Jahre weder das eine noch das andere sind, vielmehr beide miteinander das vorläufige dritte Geschlecht, Ne-Utrum: Kinder.

Durch das Sprachnetz hindurch vermittelt sich dem Kind allmählich die Welt. Da dieses Sprachnetz selbst geschlechtlich strukturiert ist, laufen permanent auch Auskünfte über die Einteilung der Welt in Geschlechter mit: *Die Sonne, der Mond, das Sternlein.* Im deutschen *der, die, das* geistert besonders nachhaltig die Dreieinigkeit *Vater-Mutter-Kind* durch die Sprache. In den grammatikalischen Geschlechtern ist das Personen-Set jenes Familienromans enthalten, den Freud als notwendige Entwicklungsgeschichte jedes menschlichen Individuums beschreibt.

Ich habe von der Sprache als einem Netz gesprochen, das uns von Geburt an umhüllt. Am Bild vom Netz ist die Löchrigkeit wichtig. Die Sprache liegt nicht als Haut auf der Wirklichkeit; sonst wären die beiden ja eins, wäre sprachliches Wahrnehmen gar nicht möglich. Nur weil die Sprache sich mit dem gemeinten nicht ganz deckt, sind Annäherungen an etwas Gemeintes möglich. Jede Aussage schillert, öffnet eine Kluft: Das ist ein Mädchen (kein Bub). Oder: Du bist ein Kind (ich nicht).

Die dritte Person Einzahl als Geschlechtsträger

Das Bild vom Netz passt auch gut auf die Vielfalt von Aussagen, die in der Sprache wie Unter- und Obertöne ständig mitlaufen. Die scheinbar ganz ähnlich strukturierten Sätze *«Er oder sie?»* – *«Ich oder du?»* enthalten diametral verschiedene Auskünfte über Personen und Sprechrichtungen. In *«Er oder sie?»* bleiben Sprecher und Hörer im Schatten eines Zuschauerplatzes und können die Szene in aller Ruhe betrachten: Rock oder Hose, sie oder er, die Rollen erscheinen wie auf einer Guckkastenbühne in fester Verteilung. Im zweiten Satz, *«Ich oder du?»* werden Hörer und Sprecher in einer Spiegelsituation sichtbar, wie Abbilder voneinander: wer ist *«ich?»*, wer ist *«du?»* Wie die Rede wechselt, so wechselt das mit *«ich»* oder *«du»* gemeinte; bin ich Hörer, gilt mir das *«du»*, spreche ich, so werfe ich es zurück auf das Gegenüber. Dass die Wörter *«ich»* und *«du»* keine grammatikalischen Geschlechter haben, wird aus dieser Dynamik verständlich. Das Geschlecht braucht einen dritten Referenz-Ort, es existiert nur in der dritten Person des *Es Sie Er*. Wollen *«Ich»* und *«Du»* sich als Geschlecht definieren, so brauchen sie diese dritte Person. *«Wer bisch du?» «Ich bin d'Melanie.» «Ja ja Melanie, du bisch mir e schöni Trucke!»*

Im Sprechen mit Kleinkindern verwenden wir gern die dritte Person. Das leuchtet nun ein. Die dritte Person schafft klare Verhältnisse. Erst auf dieser Grundlage kann das Kind in das wechselhaftere Spiel des Ich-Du eintreten. Unauffällig und hartnäckig vergegenwärtigt die dritte Person auch die Aufteilung der Welt in Geschlechter. Im deutschsprachigen *Es* steckt zudem das Progamm des Werden-Müssens. *«Es»*, das Kind, ist noch unfertig. Wo *Es* war, soll *Er* oder *Sie* werden – ein Weg, auf dem sich jenes-selbe *«Ich»* befindet, das sich im Lauf seiner ersten zwei Lebensjahre im Spiegel entdeckt und *«ich»* sagen lernt. Und solange es lebt, dieses Ich, wird es nie ganz in der dritten Person aufgehen, im Geschlecht des Er oder Sie. Im *«Ich»* des Sprechenden bleibt das Weder/Noch erhalten, das Ne-Utrum, Es, das nach allen Richtungen offene Kind.

Eine Besonderheit des grammatikalischen Neutrums im Deutschen ist seine Verbindung mit der Diminutivform: *t Ruth, s Ruthli, t Verena, s Vreni.* Das hat die innere Logik der Grenzziehung zwischen Kind und Erwachsenem. Allerdings: nur *s Ruthli* und *s Vreni* sind der Regel unterworfen, nicht aber *der Joggeli* und *der Fritzli.* Bei Bubennamen ist im Diminutiv das biologische Geschlecht stärker als das grammatikalische. Die Sprache kippt hier verräterisch aus ihrer Symmetrie und wird, ja, sexistisch. Bei Mädchennamen spielt übrigens die umgekehrte Tendenz: das Es greift über auf die ausgewachsene Frau. *s Elsbeth, s Patrizia, s Doris.* Man sieht (oder frau höre?) wie sich über die Sprachstruktur geschlechtsrelevante Ungleichheiten einschleichen und einschleifen.

Wenn wir annehmen, dass das Ohr auf solche beiläufigen Geschlechtszuweisungen in der Sprache hört, könnten wir uns auch folgendes vorstellen: Im deutschsprachigen Plural verschwindet das Geschlecht: Der Mann, *die* Männer, der Bub, *die* Buben, das Kind, *die* Kinder – nicht anders als die Frau, *die* Frauen –, *die die die*. ErSieEs zusammengenommen ergeben *Sie*. Da Klangassoziationen die grammatikalische und inhaltliche Sprachlogik beständig unterwandern, ist es vielleicht nicht falsch, zu sagen: Mehrzahl klingt weiblich. Oder: wo das Diffuse der Menge den Vorrang hat, ragt Er weniger auffällig heraus. Wahrscheinlich spielen im frühkindlichen Sprechenlernen solche Dinge eine Rolle. *«Gäll, d Manne, wänns vili sind, sind au die»,* sagte mir beiläufig einmal ein vierjähriges Kind. Ob und wie allerdings solch frühkindliche Sprachbeobachtungen latent erhalten bleiben und weiterwirken, ist schwer zu sagen.

Bub – Mädchen, Gross – Klein

Das Sprachnetz als Ganzes ist für Buben und Mädchen dasselbe. Es gibt nur eines. Was ein Kind aus den sprachimmanenten Andeutungen über die Geschlechter macht, hängt natürlich davon ab, ob es sich als Bub oder Mädchen erfährt. *Dass* es sich als das eine oder andere erfährt, hängt wiederum zusammen mit dem Sprechenlernen. Die kindliche Sprachentwicklung verläuft nach einem ungefähren Programm. So muss um zwei Jahre herum die Ich-Form und das damit zusammenhängende *«Du»* erworben werden – eine schwierige Sache, die eine Anschauung von sich selbst zur Voraussetzung hat. Das Kind schaut sozusagen an sich herunter, wenn es von sich Ich sagt – wie das Gegenüber es ihm im umgekehrten Sinn vormacht. Ich sass in einem solchen Moment einmal recht hilflos dem bereits erwähnten, damals zweijährigen Kind gegenüber, das gerade im Begriff war, das Pingpong des Ich/Du zu lernen und dabei irgendwie steckenblieb: Beharrlich sagte es *«Ich»* zu *mir* und nannte sich selber *«du»*, wie ich es ja meinerseits nannte.

Später wurden die männlichen und weiblichen Formen interessant. *«Bäum sind Männer»*, stellte die Vierjährige fest. Ein andermal kam unvermittelt die Bemerkung: *«Zur Angelika seit me: Tummi. Zum Tobias seit me: Tummä.»* Die Aussage wurde im Konversationston gemacht und wirkte als Mitteilung einer interessanten Beobachtung zum Thema Sprachform. Anderseits war mir bekannt, dass Tobias und Angelika sehr wichtige kleine Bezugspersonen sind, und das Prädikat *tummi/tumme* in jener Zeit eine beliebte Wortwaffe. Der Formvergleich, der im Rahmen des Spracherwerbs eine wichtige, selbständige Leistung war, diente offensichtlich zugleich als Vehikel zum Transport einer affektiven Ladung. Oder umgekehrt: der Lernprozess braucht den Affekt als Motor. Damit wird aber auch unver-

meidlich, dass im Verlauf des Spracherwerbs beständig affektgeladene Werturteile einfliessen, die zweifellos die Geschlechtsbilder prägen. (Beispiel: das temperamentvolle kleine Mädchen sagt zum Vater im Zug einer Gehorsamsverweigerung *«bisch e Tummi!»,* was auf diesen stark verletzend wirkt.)

Mit der Sprachbeherrschung wächst die Fähigkeit, sich und andere nach freiem Belieben zu definieren. *«Ich bi es Vögeli»,* sagt das Kind bei der Begrüssung, oder ein andermal: *«Ich bi d Angelika!»* – vielleicht jene kleine Freundin, an der die weibliche Adjektivform *tummi* exemplifiziert wurde, vielleicht auch die gleichnamige Mutter des *tummä* Tobias, der so als Baby in Besitz genommen werden kann. Identifizierungen mit Erwachsenen sind nicht zuletzt deshalb schön, weil das Kind so in die starke Position des Erziehungssettings schlüpft, das es gewöhnlich «leidend» erlebt (passiv im grammatikalischen wie im real «leidenden» Sinn). Nun kann es die aktiven, starken Funktionen in eigene Regie nehmen: Füttern und herumtragen, versagen und vertrösten, nicht gestört sein wollen bei einer wichtigen «erwachsenen» Tätigkeit. Man könnte solche Rollenübernahmen als Schritte durch den Spiegel bezeichnen – als Versuche, die Welt aus der Position des mächtigen Andern, des in vielem unverständlichen Erwachsenen zu erkunden.

Über den Gegensatz «aktiv-passiv» aber, der ja auch in wissenschaftlichen Diskursen gern parallel zu «männlich-weiblich» gebraucht wird, entsteht eine Verbindungslinie von «Gross» über «aktiv» zu «männlich» und umgekehrt (klein/passiv/weiblich). Entsprechende Verhältnisse gehören zum realen Erfahrungsbereich der Kinder und geben ihren Vorstellungen die entsprechende Einfärbung. Und wenn wir an die notgedrungen in vielen Dingen passiven Positionen des Kindes denken, – die passive Position, die es ja eben mit seinen Identifizierspielen subvertieren will – dann bekommt die Verbindung der Begriffe «aktiv» mit «männlich» resp. «passiv» mit «weiblich» noch grösseres Gewicht. Wäre es möglich, dass die kindliche Sehnsucht nach der erwachsenen, aktiven Rolle bereits eine höhere Wertung des Männlichen prädestiniert?

Die Fähigkeit, sich selbst zu benennen (also von sich zu sagen: ich bin der . . . oder die . . . oder das . . .), macht aber auch frei, nicht ganz in der Identität aufzugehen. Der bewusste Umgang mit dieser Freiheit ist etwas spezifisch menschliches. Schon ganz kleine Kinder unterscheiden genau zwischen sich und einer selbstdeklarierten Rolle. Sie wissen, dass sie spielen. Nachdem sie aktiv aus sich herausgetreten sind in die begehrte Figur eines andern, kehren sie, wenn sie müde sind, gern in die Geborgenheit, ja Passivität, ihrer eigenen Kinderrolle zurück. (Ein weiteres Licht auf die Problematik der Wertung wirft mein Bedürfnis, an dieser Stelle zu betonen, dass Passivität bei Kindern nichts Verwerfliches sei . . .)

Man kann im kindlichen Rollenspiel einen Lernprozess sehen, ein Eintrainieren des Erwachsenseins. Es ist aber kein schülerhaftes Lernen. Die Souveränität, mit der Drei- und Vierjährige in der Küche wirtschaften, am Schreibtisch hantieren, mit dem Trax durch die Gegend kurven, zeugt davon, dass sie die übernommenen Rollen keineswegs nachtastend lernen, sondern bei der Übernahme bereits glorios beherrschen. Sie füllen die Figur, in die sie sich hineinbegeben, «sind» sie mit Leib und Seele, wissen offensichtlich bestens in ihr Bescheid. Man könnte sagen, die Identifizierfigur wird erobert, eingenommen im freien Flug einer Liebeswahl.

Pinocchio oder Alice?

Mit dem bisher Gesagten ist der Moment erreicht, in dem ein Kind fähig ist, Literatur zu geniessen, Geschichten zu erleben, umzugehen mit mündlichen, später dann schriftlichen Texten. Mit dem *«ich bin heute die und die, oder der . . .»* ist das Kind ja sein eigener Geschichtenerfinder, wie auch der Zuschauer/Zuhörer von selbsterfundenen Szenen. In analoger Weise macht es sich die Geschichten anderer zueigen. Eine Figur im Buch wird zum Ort, wo das Kind sein und von wo aus es agieren will, um sich Wünsche zu erfüllen, denen in der Wirklichkeit alles mögliche im Weg steht. Die klassische Kinderliteratur kommt seinen Wünschen mit aktiven, abenteuerlustigen, lausbübischen Helden gut entgegen. Es sind vorwiegend männliche Helden: Robinson – Max und Moritz – Niels Holgerson – Tom Sawyer (ich zähle hier Bücher und Figuren auf, die mir als kleiner Leserin lieb und wichtig waren). Doktor Dolittle «war» ich über längere Zeit sehr intensiv, und vermutlich schwang Resignation mit, als ich zur Vernunft kam, nicht mehr an Tiersprachen glaubte und mich in Anlehnung an die Turnachkinder «Marianne» zu nennen begann). Noch heute gehen mir die Abenteuer Pinocchios leichter zu Herzen als die Fahrten der Alice im Wunderland.

Ich stehe vermutlich nicht allein da mit dieser Leichtigkeit, als Leserin in männliche Figuren zu schlüpfen. Leser*innen* sind gut trainiert im Umgang mit literarischen Rollen des andern Geschlechts. Diese Fähigkeit ist eine Antwort auf das karge Angebot an weiblichen Figuren, die dem Begehren der Leserin entsprächen. Starke, auf sich selbst gestellte Mädchenfiguren, in deren Namen eine aufgeweckte Leserin gern ins Abenteuer aufbricht, sind in der Kinderliteratur noch heute rar. Erst seit 1945 steht mit *«Pippi Langstrumpf»* eine *Heldin* da, die die herkömmlichen Gesetze des Kinderalltags umstülpt und sich die Welt einrichtet nach eigenen Gesetzen. Figuren wie sie sind nach wie vor die grosse Ausnahme. Zwar hat sich, allgemein gesprochen, das Bild des *Kindes* in der Kinderliteratur nach 1970 positiv verändert. Doch sind die aktiven Helden in der Regel auch heute männli-

chen Geschlechts, während Mädchen häufig in Zweitrollen erscheinen und eher die Welt in Ordnung bringen müssen, statt sie neu entwerfen zu dürfen.

Nun, die Leserin verdankt diesem Umstand eine besonders geschmeidige Identifizierfähigkeit und damit Zugang zu allen möglichen Perspektiven im Innern verschiedenster Texte. Der männliche Leser dagegen ist von klein auf gewöhnt an ein vielfältiges Angebot männlicher Helden. Er kann seine Einfühlungsgabe auf Hosenrollen beschränken. Es ist für ihn unnötig (ja, eine Zumutung), in die Röcke einer Heldin zu schlüpfen. Könnte es sein, dass durch die Hemmung, auf der Textebene zeitweilig in Frauenkleider zu steigen (also innerlich auch einmal *«ich bin die»* ... zu sagen, so wie die kleine Leserin sich dann und wann *der* nennt), ein Teil des menschenmöglichen Mensch-Seins sozusagen ausgeklammert wird für männliche Leser?

Das Überwiegen männlicher Kinderbuchhelden lässt sich nur zum Teil mit dem Überwiegen männlicher Autoren begründen. Auch für Autor*innen* gilt offenbar bis in unsere Tage die unausgesprochene Gleichung Kind gleich Knabe – es sei denn, der feministische Standpunkt werde bewusst ins Zentrum einer Kindergeschichte gerückt. Die Frage ist, ob die Frauenperspektive in anderer Weise in die Kinderliteratur einfliesst. Anders gefragt: Gibt es, analog zu den von mir vermuteten, unterschiedlichen *Leseweisen* bei Mädchen und Buben, auch spezifisch männliche und weibliche *Erzählweisen?*

Erzählen als Frau, als Mann

Auf der Ebene der Kinderliteratur ist zunächst kein Unterschied festzustellen. Man sieht das Geschlecht der- oder desjenigen, die die Feder oder den Pinsel geführt haben, nicht auf dem Papier. Papier hat keine weibliche oder männliche Stimme. Schon darin zeigt die schriftliche Kultur im Gegensatz zur mündlichen die Tendenz, das Geschlecht zum Verschwinden zu bringen. Auch die Innenansichten der beschriebenen Personen, die sich im Laufe der schriftlichen, literarischen Entwicklung herausdifferenziert haben, wirken in diesem Sinn. Sie bilden ein vielfältiges, kompliziertes Gemisch von allgemeinmenschlichen Wesenszügen, die keine eindeutigen Geschlechtszuweisungen erlauben. Dem entspricht unsere gesellschaftliche Wirklichkeit mit dem Verschwinden eindeutiger Zuschreibungen durch Kleider, Haarstil, Gebräuche. Dazu ein Beispiel: In einem kürzlich erschienenen Jugendroman, der in Ich-Form geschrieben ist, suchte ich die Stelle, wo das Geschlecht des erzählenden Ich ganz eindeutig festgelegt würde. Erst auf Seite zehn, wo der Name fiel, wurde aus dem sensiblen jungen Teenager, der aufgrund seiner Eigenschaften und Gefühle, Beschäftigungen und Kleider, wie auch aufgrund seiner Sprache für beide Geschlechter des entsprechenden Alters hätte stehen können, unwiderruflich ein Mädchen.

Macht sich hier das Ne-Utrum breit, die Kindheit (oder Adoleszenz) als drittes Geschlecht, das sich in unserer Zeit immer weiter ins Erwachsenenalter hinein zu verlängern scheint? Oder geht in der schriftlichen Kultur das Weibliche auf Kosten des Männlichen unter? Um dieser Frage nachzugehen, möchte ich einen Blick auf eine nicht-schriftliche Kultur werfen. Ich verdanke die Anregung dazu einer 1987 erschienenen Arbeit der Basler Ethnologin *Florence Weiss.* Unter dem Titel *«Sprache und Geschlecht bei den Iatmul in Papua Neuguinea»* gibt sie einen Vergleich des Erzählstils von Frauen und von Männern [1]. Die Unterschiede, die sie feststellt, erinnern von fern an meine Vermutungen über den unterschiedlichen Rezeptionsstil oder Lesestil bei Mädchen und Buben.

Ich zitiere zuerst aus der Beschreibung des Erzählstils von Meat, einer Iatmul-Frau, mit der Florence Weiss seit langem befreundet ist. Meat erzählt uns aus ihrer Kindheit. Die Erzählung handelt davon, wie der Vater ihr Angst vor Totengeistern machte:

> *«Im Mittelpunkt von Meats Schilderung sind mehrere Personen, die miteinander in Beziehung stehen. Ein Vater, Kinder (Meat als Kind), Totengeister, weitere Dorfbewohner. Meat richtet ihre ganze Aufmerksamkeit und sprachlichen Mittel darauf aus, die Interaktionen zwischen ihnen aufzuzeigen. Das Ganze ist wie ein Theaterstück, das sich vor unseren Augen auf einer kleinen Bühne abspielt. Sie führt vor, was der Vater sagte, wie das auf die Kinder wirkte und was sie sich dabei dachten, was die Totengeister taten und wie das Verhalten weiterer Dorfbewohner die Kinder beeinflusste. Es entsteht ein dichtes Netz von Beziehungen, Beeinflussungen, Absichten, Überlegungen und Beobachtungen.»*

Die Erzählweise von Maso, dem besten Iatmul-Erzähler, den sie kennt, beschreibt Florence Weiss so:

> *«Im Mittelpunkt von Masos Erzählung steht eine Entenjagd. Er schildert, wie es ihm gelingt, als Zehnjähriger seine erste Ente zu erlegen. Seine ganze Aufmerksamkeit richtet er darauf aus, diesen Vorgang präzis und minuziös zu schildern. Obwohl weitere Personen vorkommen und wichtig sind (die Mutter und die Knabengruppe) stehen Beziehungen nicht im Zentrum. Die wichtigste Person ist Maso selbst. Wie er sich durch die Landschaft bewegt, wie er sich den Enten annähert, und wie es ihm gelingt, eine zu treffen und einzufangen, wird genau geschildert.»*

Indessen: *«Dass sich Maso so sehr in den Mittelpunkt stellt, ist* nicht *ein typisches Merkmal der männlichen Erzählweise. Auch in der Schilderung Meats ist* sie *die zentrale Person.»*

Der Unterschied liegt vielmehr im Wie des Erzählens: *«Meat setzt ihre sprachlichen Ausdrucksmittel dafür ein, Interaktionen plastisch zu schildern.*

Emotionen drückt sie direkt aus (Angst, Vorsicht). Äussere Vorgänge spielen bei ihr eine untergeordnete Rolle.» Maso dagegen richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf das Ereignis der Entenjagd. Er *«setzt seine sprachlichen Ausdrucksmittel dafür ein, den Raum und die Jagd anschaulich zu machen [. . .]. Weitere Personen sind wichtig, doch eine direkte Auseinandersetzung mit ihnen steht nicht im Vordergrund.»*

«Jetzt wird auch verständlich», schreibt Florence Weiss weiter, *«weshalb ich Maso stets für den besseren Erzähler hielt. Es fiel mir leichter, seinen linearen Schilderungen zu folgen, die auf eine Sache ausgerichtet waren. Meat hingegen war für mich weit schwieriger verständlich, da sie mehrere Ebenen und Personen miteinbezieht, stets den Standpunkt wechselt, so dass ein vielschichtiges Hin und Her entsteht.»*

Dass die Ethnologin ihre eigenen Wertungen mitverarbeitet und reflektiert, ist wichtig und verhilft zu Überlegungen im Zusammenhang mit unserem Thema. Sie, die Wissenschaftlerin, bringt aus der schriftlichen Kultur die Prägung mit, den linearen, sachbezogenen Stil höher zu werten. Bei den Iatmul in Papua-Neuguinea gibt es die Abwertung des Mündlichen durch die Gesetze des Schriftlichen nicht. Innerhalb der oralen Kultur bestehen die beiden Erzählstile ungefähr gleichwertig nebeneinander und spiegeln die verschiedenen Alltagswirklichkeiten der Männer und Frauen: Die Iatmul-Frauen haben, übrigens ähnlich wie die Frauen bei uns, im Arbeitsalltag mehr Kontakte untereinander und mit Kindern, als die Männer, die vorwiegend handwerkliche Aufgaben und also Umgang mit Dingen haben.

Bei uns hat die Schriftlichkeit Wertmassstäbe gesetzt, die das Geschlechterverhältnis betreffen. Das geschriebene und gedruckte Wort ist massgeblich, das Mündliche hat dadurch eine Abwertung erfahren. Schrift aber ist eine über viele Jahrhunderte vom Mann geprägte und beherrschte Domäne. Während das Reden der Frauen sozusagen im vorschriftlichen Raum der Hauswirtschaft und Kinderbetreuung verblieb und von der Warte des Schriftlichen aus als Geplauder, Geschwätz, abqualifiziert wurde, erfuhr der «männliche Diskurs» eine Aufwertung sowie im Lauf von Jahrhunderten literarischer, wissenschaftlicher, philosophischer Entwicklungen eine ausserordentlich reiche Differenzierung seiner Mittel und Themenfelder.

Schriftwege

So hat die schriftliche Kultur, die bis in unser Jahrhundert hinein auch real durchaus männlich besetzt war, «uns Frauen» benachteiligt. Hinter sich gelassen hat sie uns nicht. Dass wir eine Emanzipation konsequent weiterdenken und die Kultur, der wir unterliegen, mit Kritik relativieren können,

ist auch eine Fortsetzung dieser Kultur, eine Arbeit mit ihren nun eben zugleich kritisch betrachteten Mitteln.

Zurück zu unserer Frage: Was ist mit den Geschlechtern in der Kinder- und Jugendliteratur? Was ist aus der «weiblichen Erzählweise» geworden, die der Interaktion mit vielen wechselnden Gegenübers Rechnung trägt? Die Entstehung der Kinderliteratur kann als Anschauungsmodell dienen, da sich in ihr der Prozess der Verschriftlichung im Zeitraffer nachvollzieht. Mitte des 18. Jahrhunderts begann der systematische Aufbau dieser Literatur in der Absicht, die Kinder in eine aufgeklärte Zukunft hinein zu erziehen. Belesene Männer begannen, «das Kind» zu studieren, zu reglementieren, zu lenken und zu lieben, mit einer Liebe, die neben fordernden auch weiche, zärtliche, «weibliche» Züge hat.

Die Kinder- und Jugendliteratur bevorzugte und bevorzugt bis heute gradlinige Erzählmuster, die die individuelle Entwicklung eines einzelnen auf ein Bewährungsziel hin ins Zentrum stellen. Traditionell sind es Söhne. Exemplarisch Robinson, der die Welt aus dem Nichts erschafft, oder aus dem bedrohlichen Chaos in die väterliche Ordnung bringt. Auch phantastische Abenteuer wie jene Pinocchios erzählen letztlich gradlinig die Geschichte einer umwegreichen Initiation des kindlichen Es in die Vaterordnung der Schrift.

In dieses «männliche» Erzählmuster aber insinuierte sich früh das Interesse am Innenleben der Hauptfigur. Die Introspektion des schreibend-erzählenden Mannes führte diesen zur Entdeckung von Kindlichem, «Mütterlichem», «Weiblichem» auch bei sich selbst. Die introspektive Beschreibung kindlicher (wie übrigens auch erwachsener) Helden bringt Wesenszüge, Empfindungen, Gedanken ins Licht, die sich einer Geschlechtszuschreibung immer mehr entziehen.

So sähen wir die männliche Erzählweise um weibliche Elemente ergänzt, bereichert, besänftigt? So einfach und harmonisch ist es nicht. Die Sache hat eine unsanfte Kehrseite. Anhand der Geschichte der Kinderliteratur lässt sich eine gezielte, durch männliche Schreiber-Hand geleistete Transformation des Frauen- und Mädchenbildes beobachten. Jene Aufklärer-Väter, die sich den Kindern zuwenden, unterstellten auch die Frau der väterlichen Ordnung. Nur in *seinem* Namen soll die aufgeklärte Mutter die Erziehungsaufgabe übernehmen – so kann man es in frühen Kinderbüchern in aller Ausführlichkeit lesen.

Das Holzscheit als Held und der freie Fall durchs Kaninchenloch

Das Bild der Mutter als Stellvertreterin des Vaters bestimmt das Schicksal der Tochter. Frühbürgerliche Kinderbücher stellen zwar meist ein erzie-

hungsbedürftiges *männliches* Kind ins Zentrum, geben ihm aber gern eine vorbildliche, gelehrige Schwester bei – Vaters kleine Tochter, bereits geformt nach seinem Wunsch und Mass. Literarisch muss dieses kleine Mädchen zur faden Nebenfigur verkümmern, zu keinen Abenteuern gezwungen, uninteressant in sich, verglichen mit dem ungehobelten Stück Holz, das, kaum unters Schnitzmesser der Erziehung genommen, auch schon unartig ist und nicht so will wie sein Erzeuger. Gerade dadurch tritt ja das männliche Kinder-Es ins Zentrum der Handlung ein, wird geschunden und über alles geliebt, zeigt sich widerspenstig und über alles liebend; gerade so bietet es sich an als Identifikationsfigur für lesende Kinder beiderlei Geschlechts. Der Verschränkung von Widerspenstigkeit und Liebe verdankt das Holzscheit, Pinocchio, sowohl die Abenteuer, die das Buch ausmachen, als auch das Wunder seiner Verwandlung, die zum Bedauern unserer Leselust die Geschichte beenden: Es wird ein «richtiger» Mensch, lies artiger Junge, der keine Geschichten mehr macht.

Kleine Mädchen machen (in der Kinderliteratur) von Anfang an weniger Geschichten. Wo das unartige Brüderchen auf abenteuerlichen Wegen hinsoll, da steht das Schwesterchen längst. Mit allen Wässern der Erziehung bereits gewaschen, wirkt es zeitlos, verharrt zuhause, als Garantin der väterlich-bürgerlichen Ordnung – langweilig und ein wenig gelangweilt, wie Lewis Carroll's Alice, bevor sie ins Kaninchenloch fällt oder durch den Spiegel schreitet und erfährt, dass die Ordnung nicht stimmt.

Was sucht Alice im Wunderland? Lesen wir bei *Lewis Carroll* nach, so erfahren wir: Unterhaltung. Im Wunderland hat sie dann dafür. Die wohlvertraute feste Ordnung verkehrt sich ins Unverständliche. Spielzeughafte Elternfiguren verraten ihre Zerstrittenheit und werden in der Hand von Alice selbst zu monströsen Säuglingen. Viele Figuren kommen und entgleiten. Ein einleuchtendes Ziel, eine lineare Entwicklung, ein auf Alice zentrierter Konflikt sind schwer auszumachen. Die Erzählung scheint nur darauf angelegt, Interaktionen unzähliger Figuren vor uns lebendig werden zu lassen. Alice ist sozusagen die Sensibilität, ist Auge und Ohr, mit deren Hilfe wir die Standpunkte wechseln, und eine Vielzahl von Ebenen, Personen, Emotionen an uns vorüberzieht. Für Alice selbst, die die Fahrt unter Todesgefahren durchsteht, bringt das Ende der Geschichte nichts anderes als die Rückkehr zum Anfang. Wo alles verwandelt schien, verwandelt sie sich nicht.

Ich glaube, mit Alice Spuren jener weiblichen Erzählweise gefunden zu haben, die Florence Weiss beschreibt. Das Beispiel ist selten, nicht nur in der Kinderliteratur. Durchgesetzt hat sich bis heute die lineare Erzählweise mit ihren eindeutigen Heldenfiguren, Konflikten und Handlungsperspektiven. Dieses Muster taugt selbstverständlich für die Darstellung weiblicher so gut wie männlicher Kinder in der Hauptrolle, zumal heute, wo die

Erziehungsgeschichten von Mädchen und Buben sich äusserlich weniger unterscheiden als einst.

Die lineare Erzählweise gilt überdies als besonders geeignet für lesende Kinder, da sie einfacher, klarer vom Identifikationsangebot her, leichter zu fassen sei – eine Annahme, die allerdings weniger aus entwicklungspsychologischen als aus kulturhistorischen Gründen zutreffen mag. Oder ist anzunehmen, dass die Iatmul-Kinder die Erzählweise ihrer Mütter nicht verstehen?

Dass in unseren Kinderbüchern auch heute noch vorwiegend Buben in den Hauptrollen erscheinen, hat sicher mit der allgegenwärtigen Macht der Gewohnheit zu tun. Ich vermute indessen, dass auch die Abwesenheit der «weiblichen» Erzählweise das ihre zu dieser Einseitigkeit beiträgt – wie ich denke, nicht wenig. Jedenfalls ist die Jugendliteratur (und vielleicht die Literatur überhaupt) dem weiblichen Kinder-Es noch weitgehend die Darstellung schuldig.

[1] Ethnologica Helvetica «ORALITE» 11/1987, Bern, S. 115–190.